

„Scheißegal, was ihr da macht!“

Ein Gespräch mit dem kompromisslosen Wiener Maler Adam Bota

Der Weg des gebürtigen Oberösterreichers aus Linz war steinig. Denn Adam Bota hat lange mit sich gehadert. Irgendwann tauschte der heute 46-jährige Künstler dann aber seine Auftritte mit diversen Bands gegen die Malerei ein – und verlieh seinem Œuvre über die Jahre hinweg in täglicher Nachtarbeit eine pixelige Anmutung. Mittlerweile ist seine Position mit ihrer klaren Vision überaus gefragt. Doch Botas Bilder sind rar. Unser Autor Sebastian C. Strenger besuchte den Künstler in seinem Wiener Atelier in der Nähe des Naschmarkts – um zu verstehen, wieso es sich für ihn lohnt, die Nacht zum Tag zu machen.



Der Künstler im Atelier vor seiner Fotowand, die er für Detailstudien nutzt: „Ich definiere die Elemente, die ich von den jeweiligen Motiven auf meine Leinwand übernehmen möchte.“

Wie groß ist dein Werk?

Seit 2001, also seit Ende meines Studiums, male ich professionell. Ich mach' das jetzt also 20 Jahre. Durchschnittlich entstehen 15 Bilder im Jahr. In den ersten zwei, drei Jahren habe ich nur Papierarbeiten gemacht, Skizzen, um meine Malerei zu planen. Danach habe ich mehr als 15 Jahre lang nur gemalt, ohne Vorzeichnungen – wenn ich nicht krank war sieben Tage die Woche, mindestens 10 bis 15 Stunden pro Tag. Und vor etwa fünf Jahren habe ich dann parallel zu meinen Leinwandarbeiten mit Kartonbildern angefangen.

Wie gehst du da vor?

Ich habe da so eine Technik entwickelt, mit Permanent Markern oder wasserfesten Filzstiften. Alles in allem eine gute Abwechslung zur Ölmalerei. Und immer auch ohne Vorzeichnungen. Das sind Arbeiten zwischen Grafik und Malerei. Ich arbeite bereits an meiner nächsten Serie. Erstmals plane ich meine Motive mit dem Computer. Ein Vorgehen, das ich mir bisher immer versagt habe. Da bin ich ein wenig neurotisch, denn man hat ja die ganzen Regeln im Kopf. Darf man das oder nicht?

Wie hat überhaupt alles angefangen?

Ich bin ja aus Linz, dort geboren und aufgewachsen, so wie die Valie Export. Meine Mutter war dort Sängerin am Theater. Mein Vater ist Bildhauer. Für mich waren im Teenie-Alter vier Sachen wichtig: Comics, Graffiti, HR Giger, der „Alien“-Designer, und Salvador Dalí. Ich wusste zwar, es gibt Impressionisten, Alte Meister – aber dafür habe ich mich damals nicht interessiert. Diese vier Themen waren also mein Zugang zur Kunst. Dann gab es eine Phase, in der ich immer weniger gezeichnet habe.

Warum?

Mit 17 habe ich die Schule abgebrochen und mit 18 habe ich dann eine Band gegründet. „Doll Steak“ hieß die, und wir machten Hardcore-Punk und

Underground-Musik. Das war sehr intensiv. Und ich hab damals nur das gemacht, und nicht – wie Martin Kippenberger – begleitend zu meiner Kunst. Zu dieser Zeit hatte ich mit bildender Kunst auch nur wenig zu tun.

Deine vier Themen der Kunst, die du angesprochen hast – was hat sich daraus entwickelt?

Nun, ich habe von Giger so ein wenig die Figuren nachgezeichnet. Zu dieser Zeit haben alle gesagt, ich male so comicmäßig. Dann habe ich irgendwann die Linzer Kunst-Uni entdeckt. Dort habe ich dann in der Malereiklasse angefangen. Allerdings erst sehr spät, im Alter von 24 Jahren.

Wie lief's?

Ich habe damals etwas gesucht. Aber ich wusste nicht genau, was ich da machen sollte. Was das wird. Das mit den vier Themen war mir zu diesem Zeitpunkt bereits langweilig geworden.

Wie hast du deine Malerei dann vertieft?

Dieser Prozess lief über viele Jahre. Ich musste mich damals selbst überreden, zur Kunst-Uni zu gehen. In Linz haben sie mich auch beim ersten Mal nicht genommen. In Wien habe ich es auch probiert – und dort haben sie mich auch nicht genommen. Ich war zu dieser Zeit noch gar nicht richtig motiviert. Ich wollte es damals nur halb und war noch nicht fasziniert von der Malerei. Ich wusste letztlich nur, was ich nicht machen will: Irgendeine normale Arbeit machen. Das war für mich ein schrecklicher Gedanke. Und bei der Musik wusste ich: Davon werde ich nicht leben können.

Warum?

Ich habe damals Platten eingespielt – quasi die Band geführt, Gitarre und Gesang gemacht und die Songs komponiert. Eigentlich aus Panik, aus Zukunftsängsten heraus bin ich dann zur Kunst gekommen, weil ich dachte: Irgendwas muss ich

machen – und etwas zeichnen kann ich doch. Da fing der Vertiefungsprozess an. An der Uni wurde ich aber schnell wieder unzufrieden. Die Atmosphäre dort und die Haltung: Alles hing dort so in der Luft und ich hatte das Gefühl, es ging um nichts. Unter dem Motto: Also macht einfach irgendwas. Scheißegal, was ihr da macht.

Gab es denn keinen Unterricht?

Nicht mal Basisunterricht in dem dir gezeigt wird, wie du eine Perspektive setzt. Nix! Und der Assistent des Professors sagte immer: „Gelerntes immer hinterfragen!“ Aber ich dachte mir: Wie soll ich das? Ich weiß ja nix! Eine kosmische Atmosphäre war das eben. Alles so undefiniert.

Übrigens wurde fast keiner aus meiner Klasse Künstler – nur ein Mitstudent und ich. Dieser Kommilitone macht bis heute Malerei.

Es hat manchmal vielleicht auch mit den Professoren zu tun ...

Das kann sein. Denn damals, als ich dort anfing, gab es einen Direktionswechsel. Vorher leitete der Van Ess die Schüler an, ein wenig expressionistisch und dann esoterisch zu malen. Und danach kam die Ursula Hübner, bei der wir machen konnten, was wir wollten. An der Uni wäre ich aber eh nicht glücklich geworden. Denn eine Malerei, wie ich sie heute vertrete, gab es dort nirgendwo. Damals wusste ich allerdings noch gar nicht, wohin ...

Und?

Am Ende des ersten Jahres habe ich nur noch gedacht, ich muss da raus. Wie Giger zu zeichnen, hat mich damals auch genervt, denn ich wusste, da muss noch etwas kommen. Aber ich wusste nicht, was ich tun soll. Ich hatte da noch immer nicht zu malen begonnen. Höchstens zaghaft. Aber das war alles nix. Eine orientierungslose, verzweifelte Suche eben.

Und was war dann der Schlüsselmoment?

Eines Tages hat eine Kollegin mir ein Buch gegeben. Das war über die Malerei der Xenia Hausner, und ich wusste zu diesem Zeitpunkt nur ganz wenig über Malerei. Ich glaube, das Buch hieß „Kampfzone“ und ich war 25 Jahre alt. Aber das hat Türen geöffnet! Oft sind das ja so kleine Momente. Ich habe daraufhin die Malerei verstanden. Da habe ich es kapiert! Es müssen nicht Comics oder Graffitis sein. Danach hatte ich gesucht ...

Wie ging es dann weiter?

Ich habe mir die Impressionisten angeschaut, alle: Cézanne, Manet, Monet ... Und ich war absolut fasziniert. Ich kannte die natürlich schon vorher, aber sie waren mir vorher egal. Plötzlich waren sie



Im 2018 entstandenen Ölgemälde „Der Verdacht“, einer auf historischen Fotos beruhenden Komposition von 115 mal 150 Zentimetern, thematisiert der Maler die negativen Gefühle, die während familiärer Zusammenkünfte bisweilen im Raum schweben

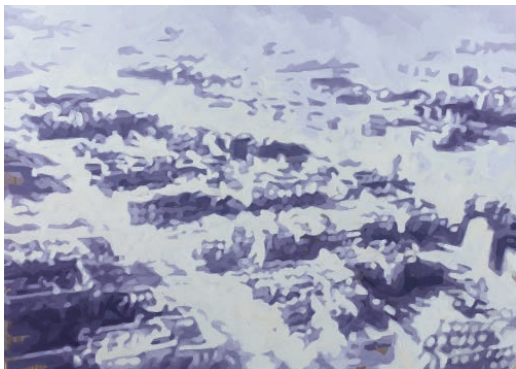
mir aber nicht mehr egal. Daraufhin habe ich die studiert und überall Ausstellungen angeschaut: in Budapest, Berlin, Paris, Schweiz und so weiter. Und habe dann angefangen, ganz klassische Porträts zu malen. Das war der Anfang meiner Malerei nach diesen – sozusagen – Alten Meistern.

Was hat sich für dich daraus ganz konkret abgeleitet?

Ich wollte nun unbedingt malen. An der Uni haben sie das aber nicht wirklich angeboten. Ich habe mit Kommilitonen dann gemeinsam Modelle gesucht, um da weiterzukommen. Wir haben Geld zusammengelegt und haben selbst versucht, schulisch zu lernen. Und zu der Zeit haben wir eben auch immer wieder Freunde gefragt, ob wir sie malen können. Und nebenbei habe ich in Kaffeehäusern begonnen, Fotos aus Zeitschriften wie dem „Spiegel“ zu sammeln. Damit habe ich aber zunächst nichts gemacht.

Also hast du begonnen, ein Archiv anzulegen?

Mehr oder weniger. Mittlerweile wusste ich, dass ich kein Porträt- und Aktmaler im klassischen Sinn sein wollte. Aber damals musste ich es machen, um es



„Staubstadt“ von 2019 – ein Blick auf Dresden nach dem Zweitem Weltkrieg – gehört zu einer Serie, in der Bots Luftansichten von zerstörten Städten in Öl auf Leinwand festhielt

zu erforschen. Fotos die mich interessierten, habe ich dann überall rausgerissen und daheim gesammelt. Aber ich hatte mal wieder eine Regel im Kopf.

Welche Regel?

Die Regel: Nein! Fotos, die darf man nicht malen. Frag mich nicht, warum. Es war so in meinem Kopf drin. Und eigentlich aus Trotz und Wut auf mich selbst, dass da nichts weitergeht beim Porträt- und Aktmalen, habe ich dann angefangen, Fotos abzumalen. Und ich fing dann übrigens auch an, Fotos selbst zu machen, von Freunden zum Beispiel. Ich hatte da einen guten Freund, der war Kroatier und der hatte ein so slawisch-dünnes, hartknöchiges Gesicht – und das hat mich fasziniert. Ich habe ihn in Mafia-Pose mit elegantem Gewand fotografiert und habe dann ein Foto aus dem „Spiegel“ genommen – aus einem Artikel über Massentierhaltung mit einer Darstellung von toten Schweinen auf so einer riesigen Baggerschaukel. Und ich hab's noch immer, dieses winzige Foto. Es ist so grauenhaft, aber auch so wahnsinnig schön, dass ich über das Foto dachte: Das ist fast schon Malerei! Das werde ich jetzt benutzen.

Wie war denn jetzt die Kombination?

Ich habe das dann abgemalt als Hintergrund, und diesen kroatischen Freund in Pose auf einem Stuhl davor (Abb. rechts oben). Und da fing's an. Das war für mich der beste Moment in meinem Leben!

Aber wie bist du denn dazu gekommen, zu sagen, jetzt ist das Bild fertig?

Das war für mich ein Moment. Es gibt Maler, die schieben immer die Entscheidung auf. Sie hadern mit sich oder überlegen, vielleicht noch eine kleine Sache im Bild unterzubringen. Bei diesem ersten Bild war es für mich klar! Da gab es – vorweg beschlossen – zwei Elemente. Und die sind irgendwann gemalt ...

Und heute?

Die in der letzten Woche fertig gewordenen Bilder könnten in mir zwar den Wunsch erzeugen:



„Schweineerei I“ von 2001: Die 100 mal 100 Zentimeter große Leinwand gilt heute als sein erstes Ölgemälde.

Da male ich jetzt noch zehn Jahre daran. Aber dann ende ich im Irrenhaus. Ich muss mich mit Gewalt dazu zwingen, aufzuhören. Ich darf mich also in einem Bild nicht verlieren. Mittlerweile klappt das immer besser. Ich bin irgendwann so weit gekommen, zu wissen, wo eine Komposition vielleicht noch eine Balance benötigt oder auch einen Schwerpunkt. Und wenn sie abgemalt ist – fertig!

Abgemalt heißt nach Vorlage?

Natürlich habe ich immer auch eine Vorlage. Wie hier zum Beispiel die Porno- und Kriegsbilder an meiner Fotowand. Ich brauche sie, um zu entscheiden, ob etwas umsetzbar ist. Ich definiere die Elemente, die ich von den jeweiligen Motiven auf meine Leinwand übernehmen möchte. Ich überlege dabei zu 99 Prozent: Was ist die optimale Kombination dieser Figuren und Elemente? Und ja: Abgemalt heißt dann eben auch nach meiner geistigen Vorlage.

Und das Licht? Die Vorlagen sind ja unterschiedlich beleuchtet. Wie setzt du das Licht im Bild?

Mein Kriterium für ein Foto ist immer, dass das Motiv eine beleuchtete und eine schattige Seite hat. Dadurch entsteht Plastizität. Der älteste Schmah bei den Alten Meistern ist das Zusammenspiel zwischen Hell und Dunkel. Wie in der Chiaroscuro-Malerei der Spätrenaissance und des Barock.

Wie hat sich deine Malerei im Lauf der Zeit verändert?

Meine Bilder hatten früher noch mehr Umrisslinien und erschienen dadurch figurativer. Heute wirkt meine Figuration eher abstrakt, da meine Vorgehensweise mit der einer Wärmebildkamera zu vergleichen ist. Meine Vorlagen sind häufig Bilder aus dem Internet, die sehr stark verpixelt sind. Faszinierend ist auch, wenn das Phänomen bei Youtube-Videos auftritt – ein Fehler vielleicht in der Computersprache. Aber dies ist nicht immer der Fall. Manche Bildmotive bei mir entspringen auch der Flut historischer Fotos, die ich häufig bei Trödlern oder auf dem Flohmarkt finde. Ich habe Tausende von alten Familienfotos. Anschließend gehe ich dann aber zum Kopierladen und sage dort: Blast mir das doch auf. Und wenn es dann so groß und pixelig ist – das liebe ich!

Vielen Dank für das Gespräch.